Etwas vom Schah.

Auch der weibliche Hofstaat des Schah begleitete denselben auf seinen Reisen in Europa. Die Zimmer, welche der Schah und sein Gefolge in der ungarischen Hauptstadt bezogen, trugen sämmtlich persische Aufschriften und so prangte auch über den nach orientalischer Sitte für die vier Damen, welche den Reiseauszug aus dem Hausstande des Königs der Könige bilden, eingerichteten Gemächern in persischer Sprache die Bezeichnung „Harem". Ueber das Familienleben des Schah in Teheran wissen Pester Blätter nachstehende Aufschlüsse zu geben: Die erste Gattin des Schah ist eine seiner Cousinen und führt den Titel Schuku-es-Sultana; sie ist eine Urenkelin des Futteh Ali Schah, eines Monarchen, dessen Familie so zahlreich war, daß bei seinem Tode 110 Nachkommen von ihm vorhanden waren. Die zweite Frau ist die Tochter eines Sohnes von Futteh Ali Schah. Die dritte Gemahlin und gegenwärtige Favoritin ist die Anus-u-Dowlet. Außer den gesetzmäßigen Frauen hat der Schah noch eine Anzahl von Haremsdamen, die vor jeder Berührung mit der Außenwelt ängstlich behütet werden.

In früheren Jahren war es in Persien sogar noch gesetzliche Vorschrift, daß keine männliche Person von mehr als zehn Jahren einer königlichen Gemahlin oder Prinzessin bei deren Ausgange begegnen dürfe. Selbst jetzt meiden Europäer derartige Konflikte und biegen klüglich in eine Seitengasse ein, sobald sie das „Gitschen!" (Zurück!) der die Palastdamen begleitenden Eunuchen hören. Der frühere amerikanische Gesandte Benjamin zog sich einst große Unannehmlichkeiten zu, weil er es nicht auch so machte. Nach amerikanisch einfacher Art liebte er es, von nur einem Diener begleitet, durch die Straßen zu reiten. Als er eines Tages dem Zuge begegnete, unterließ er es, demselben aus dem Wege zu gehen. Die Folge war, daß sein Diener durchgeprügelt und er gewaltsam in eine Seitengasse gezerrt wurde. Am folgenden Tage reichte er in aller Form Rechtens eine Beschwerde gegen dieses Verfahren ein, mußte sich aber mit der Entscheidung abspeisen lassen, „daß selbstverständlich die königlichen Diener sich einen Gesandten mit nur einem Pferde nicht hätten vorstellen können." General Gasteiger Khan, ein Oesterreicher, der lange Jahre im Dienste des Schah gestanden, machte es seiner Zeit klüger. Er begegnete einmal zu Fuß der verstorbenen Königin-Mutter und den königlichen Damen. Kurz entschlossen machte er es wie die Eingeborenen und kehrte sein Gesicht gegen die Mauer, grüßte aber mit seiner Rückseite jeden einzelnen der vorbeifahrenden Wagen. Die Damen konnten sich nicht halten vor Lachen und erzählten die Sache dem Schah; dieser mußte nicht, bis Gasteiger Khan ihm die neue Art der Begrüßung vorgemacht hatte, worauf der Schah den General mit Lobsprüchen wegen seiner Discretion überhäufte.

Die Schwindlerbande „Rigaer Goldclub",

von der wiederholt in den Blättern gewarnt worden, scheint nun endlich, nach brieflichen Meldungen aus Kurland, von der Nemesis ereilt worden zu sein, und zwar durch die Vorsicht des memeler Kaufmanns Großmann. Dieser hatte von einer ihm unbekannten Persönlichkeit aus Riga einen Brief mit der Anfrage erhalten, ob er nicht billig Gold kaufen wolle? Als Ort des Rendezvous war das Curhaus zu Polangen in Kurland angegeben und zur Antwort nach Riga die Adresse: „Riga, Merkur, poste restante". Der Kaufmann übergab dieses Schreiben dem memeler russischen Viceconsul, da er sehr richtig einen beabsichtigten Betrug witterte. Der Viceconsul richtete nun zunächst an den rigaer Briefschreiber ein Telegramm mit der Unterschrift „Großmann", des Inhalts, daß er einwillige, nach Polangen zu kommen, sandte aber auch gleichzeitig den an den Kaufmann gerichteten Brief an den Polizeimeister Kelczewski in Polangen, der wiederum einen Polizeiagenten, Namens Schneider, zu dem verabredeten Rendezvous abordnete. Im Curhause zu Polangen wurde Schneider richtig zur bestimmten Zeit von einem Manne angeredet, der ihn fragt: ob er Herr Großmann aus Memel sei? Auf die bejahende Antwort wurde der Unbekannte sehr zutraulich und bot dem vermeintlichen Großmann Gold zum Preise von 225 Rubel pro Pfund zum Kaufe an. Das Gold, so führte der Unbekannte aus, befinde sich — in Lederbeuteln à 70 Pfund verpackt — in einem Vorrathe von circa 300 Pfund in Libau, wo der Verkäufer, ein Herr Engelbrecht, zeitweilig sich im Hôtel de Rome aufhalte. Weitere Partien könnten von Zeit zu Zeit geliefert werden. Als nach diesen Mittheilungen zur Verhaftung des Unbekannten geschritten wurde, entpuppte sich der Unbekannte als der in Riga ansässige neunundzwanzigjährige Edelmann P. Mit ihm wurde sein ziemlich gleichzeitig aus Riga eingetroffener Gefährte G. in Haft genommen. In Libau war die als „Engelbrecht" bezeichnete Persönlichkeit nicht zu finden, wohl aber gaben die Arrestanten als man sie dorthin transportirt hatte, zu, daß sie nicht mit Gold, sondern mit Kupferspänen handelten, die sie für Gold verkauften. Beide Gauner wurden unter strenger Bewachung nach Riga gebracht.

— Bei der Gerichtskommission. Der Angeklagte hat ein volles Geständniß abgelegt. In der Wohnung des Ermordeten wird der Thatbestand der Ermordung aufgenommen. Kommissar (zum Mörder): „Zeigen Sie uns, auf welche Weise das Verbrechen vollführt wurde. — Der Mörder: Mit größtem Vergnügen, Herr Kommissar. Legen Sie sich in jenes Bett dort und schließen Sie die Augen, als ob Sie schliefen. Man stecke sodann zehntausend Mark in die Schreibtischlade, gebe mir ein scharfgeschliffenes Küchenmesser und lasse uns allein!"

— Wo Einer weiß sieht, sieht der Andere schwarz. Also ist die Menschheit farbenblind.

— Verliebte sind wie Kinder, die gleich weinen und schreien, wenn man ihre Puppe berührt.

Der Trug des Lebens.

Skizze von Emil Peschkau.

Man sah sie täglich zusammen auf den Spazierwegen der Stadt. Die Eine eher klein als groß, mit einem blühenden, lachenden Kindergesicht, keck in die Welt blickenden Blauaugen und goldblondem Haar, das in koketten Lockchen um Stirn und Schläfe spielte. Die Andere, sie um einen Kopf überragend, dunkel, ernst und schlicht, mit einem fast strengen Ausdruck um die immer fest geschlossenen Lippen. Trotzdem sagte man sich auf den ersten Blick, daß sie Schwestern seien. Sie glichen einander wie der Frühling und der Herbst an manchen Tagen, wie zwei Portraits, das eine von Cabanel gemalt, das andere von Gabriel Mar.

Bisweilen blieben die Männer stehen und sahen ihnen nach. Sie waren beide von einer eigenthümlichen Schönheit, aber von jener feinen, zarten Schönheit, an der die Meisten achtlos vorübergehen. Vielleicht war auch die Jüngere noch zu jung, noch zu sehr Kind, um Aufsehen zu erregen, und die Aeltere schon zu alt — oder doch zu ernst, zu düster, zu streng. Ein Schatten schien auf ihr zu ruhen, in dem die Jugend vor der Blüthe dahingewelkt war. Und wenn die Jüngere fröhlich wie ein Kind, mit den lebhaften Geberden eines Kindes von einem Schaufenster zum andern wies, sah die Aeltere meist theilnahmslos über all' die Herrlichkeiten hinweg.

So sah man sie Jahre lang, täglich, zur selben Stunde, ihren Spaziergang machen. Bekannte hatten sie wohl nicht viel, denn sie wurden selten gegrüßt und noch seltener angesprochen. Eines Tages aber wurde das plötzlich anders. Von diesem Tage an flogen die Hüte bald rechts, bald links von den Köpfen und die meisten der Vorübergehenden wandten sich nach ihnen um. Nicht blos die Männer, auch die Frauen. Und in allen Gesichtern war dabei ein gewisses freundliches Lächeln, mehr Theilnahme als Neugierde, mehr Interesse als Wohlgefallen.

Die Schönheit der jüngeren Schwester war inzwischen wohl reifer, anziehender geworden, aber das war gewiß nicht der Grund der Aufmerksamkeit, welche man Beiden jetzt widmete. Man blickte nach ihnen, wie man sich nach einer Berühmtheit umsieht. Und das zierliche junge Mädchen mit den blauen Kinderaugen und dem hellen Goldhaar war ja jetzt auch eine Berühmtheit — wenigstens eine städtische. Sie war noch keine Künstlerin — so sagten Freund und Feind — aber eine so süße, reine, Ohr und Herz erfreuende Sopranstimme hatte man seit einer Ewigkeit nicht im Theater vernommen.

Schon am Abend ihres ersten Auftretens — nach dem zweiten Akte — hatte der Director den Contrakt unterzeichnet. Sie sang das Gretchen, und das Publikum wußte sich vor Jubel kaum zu fassen. Gegen das Ende zu wurde man freilich etwas nüchterner. Man fand sie kalt — sehr kalt — aber man mußte ja auch mit der Befangenheit rechnen — und mit der Jugend — und die Stimme war eben so schön, wie man sie seit einer Ewigkeit nicht im Theater vernommen hatte. Der Director bereute das Engagement nicht, das Opernpublikum fuhr fort, sie mit Beifall zu überschütten, und wenn die beiden Schwestern jetzt ihren Spaziergang machten, sah ihnen alle Welt nach und alle Welt flüsterte sich zu:

„Das ist sie!"

* * *

Etwa ein Jahr nach dem ersten Auftreten ihrer Schwester saß Johanna eines Tages am Fenster ihrer Wohnung u. sah träumerisch hinab in den stillen Sommerfrieden ihres Gärtchens. Das Glück war nun gekommen, die Sorge war verscheucht. Aber der Schatten aus ihren Zügen war doch nicht geschwunden und auch die Blüthenpracht und der Sonnenglanz da unten vermochten nicht sie heiterer zu stimmen. Ja, es war etwas in den Augen und um ihre Lippen, das trotz Allem und Allem zu sagen schien: Was blüht Ihr denn? Was lacht Ihr denn? Das Leben ist doch so ernst, so ernst....

Plötzlich aber erbleichte sie und dann schoß ein dunkles Roth über ihre Wangen und ihre Stirn. Ihre Hand faßte nach der Brust, als müßte das Herz zerspringen; in ihren Augen leuchtete es auf und ein unbeschreiblich frohes Lächeln flog plötzlich wie ein Wunder über ihre Lippen.

Sie sprang auf — nach der Thüre — und dann wieder einen Schritt zurück. Die Hände an die Schläfe pressend schüttelte sie den Kopf — ihre Wangen waren wieder blaß geworden und die Augen müde — schmerzlich müde — dann aber lächelte sie von Neuem — sie hatte doch nicht geträumt. Nun hörte sie die Stimme abermals — deutlicher — so deutlich, daß eine Täuschung nicht mehr möglich war — und dann kamen Schritte näher — die Thüre öffnete sich und das Dienstmädchen trat ein.

„Herr Dr. Wagner läßt fragen, ob er das Fräulein sprechen kann —"

„Ja, ja," schrie sie auf, „führen Sie ihn her."

Und dann strich sie das Haar zurück — wie ihre Hände zitterten — es wäre doch besser gewesen, sich erst zu sammeln.

Aber nun öffnete sich die Thüre schon wieder und er trat ein.

Sie reichten sich die Hände und dann war es, als ob Beide kein Wort finden könnten.

„Es geht Ihnen gut, nicht wahr?" fragte er endlich. „Ich habe in den Zeitungen von Franzis Erfolg gelesen .... Es hat mich gefreut, wie — ach, das brauch' ich Ihnen ja gar nicht erst zu sagen. Ist Fräulein Franziska zu Hause? Ich kann mir das Kind gar nicht vorstellen — gestern las ich noch von ihrer Ophelia — ist sie wirklich so gut?"

„Sie ist sehr gut. Aber nehmen Sie Platz, Herr Doctor."

„Herr Doctor! So kalt — unter alten Freunden? Da darf ich Sie am Ende nicht mehr Johanna nennen? Sie sind eine große Dame geworden — die kleine Franzi ist eine berühmte Primadonna — und ich —"

„Sie sind Doctor geworden —"

„Ja — Doctor — ich habe die Tollheit abgestreift — fleißiger studirt, als ich mir's selbst zugetraut hätte. Aber wozu bringt es unsereins mit allem Fleiß? Nun bin ich Beamter mit tausend Mark Gehalt und Sie —"

„Ich gebe noch immer Unterricht und verdiene so viel wie damals — keine tausend Mark —"

„Ach, was sprechen Sie! Sie sind die Schwester der berühmten Sängerin, die das Geld scheffelweise verdient — oder doch verdienen wird. Geben Sie denn wirklich noch Unterricht?"

„Ja."

Sie sah wieder mit der alten träumerischen Ernste in das Gärtchen hinab, wie vor wenigen Minuten. Und dabei zog die Vergangenheit wie flüchtige Nebelbilder vor ihrem Auge vorbei. Der Tod ihres Vaters — die Sorge für das Kind — für ihre Schwester — dieses Leben voll Arbeit — voll Entbehrungen — voll Sorge, Sorge und wieder Sorge. Dann der arme Student, der ihr Herz gewann — ein Augenblick namenlosen Glückes — aber als er, toll, wie er war, sie auf der Stelle heirathen wollte, da sagte sie: „Nein" .... „Nein — ich kann das Kind nicht lassen — ich muß für meine Schwester sorgen — sie hat eine Zukunft — ich darf sie ihr nicht rauben. O ja, ich hab' Dich lieb — daß ich Alles gern möchte für Dich — aber thät' ich das — ich würde zusammenbrechen — ich könnte nicht mehr leben." Und wie er auch bat — sie blieb bei ihrem „Nein". Und dann ging er fort, um selber etwas zu werden.

Aber jetzt war er etwas geworden und war wiedergekommen. Er hatte sie doch nicht vergessen, doch nicht überwunden, wie sie längst geglaubt. Er war wiedergekommen .... Was mochte ihr das Herz nun auf einmal so schwer? Hatte der Ernst des Lebens zu lange auf ihr gelastet .... daß sie nicht mehr froh werden konnte .... daß sie in jedem Freudenbecher nur bittren Wermuth fand?

Er hatte auf ihr „Ja" nichts entgegnet und betrachtete sie lange. Erst nach einer Weile sagte er, ernster und ruhiger als vorher.

„Dieses „Ja" verräth mir, daß Sie die Alte geblieben sind, Johanna. Noch immer diese öde Arbeit, obwohl Sie's nun nicht nöthig hätten."

„Ist die Arbeit wirklich öde? Kommt sie Ihnen noch immer öde vor?"

„Ich finde Sie ernster, Johanna — als ich erwartete."

„Ich bin nun bald dreißig Jahre alt —"

„Und ich bin es längst und freue mich doch des Lebens. Johanna —"

Er hatte ihre Hand ergriffen, aber sie entzog sie ihm rasch und stand auf.

„Wenn ich mich nicht täusche," sagte sie, „so höre ich eben Franzi kommen. Sie war auf der Probe .... Ja, sie ist es. Hören Sie, wie sie trillert? Das freut sich auch des Lebens ... Komm nur herein, Franziska — der Besuch gilt auch Dir."

Sie hatte die Thür geöffnet und der Doctor blickte verwundert nach der fremden Erscheinung.

Was für ein prächtiges Weib aus dem Kinde geworden war!

Aber Franziska zeigte weder Verwunderung noch Befangenheit. Mit einem Lächeln auf den Lippen trat sie näher und reichte ihm die Hand.

„Sie sind der lustige Student, nicht wahr? .... Den meine Hanna immer so traurig machte ...."

Er führte ihre Hand an seine Lippen und sah ihr so seltsam in die Augen, daß sie laut auflachte.

„Mein Gott," sagte sie, „sind Sie denn traurig geblieben? Sie sehen mich ja gerade so an, wie es Hanna immer thut .... Oder hat sie schon wieder gezankt mit Ihnen?"

„Nein," erwiderte er lächelnd, „nicht im mindesten."

„Nun dann — und wenn Sie versprechen, recht lustig zu sein — so lustig wie damals — dann lade ich Sie ein, heute eine Landpartie mit uns zu machen. Ich singe heute nicht — und es ist solch ein schöner Tag — zu Dreien wird es auch lustiger sein, als zu Zweien. Ist es Dir recht, Johanna?" ....

Am Nachmittag fuhr man wirklich hinaus in die schöne Umgebung der Stadt. Zu Dreien, wie Franziska es gewünscht hatte. In einem ländlichen Wirthshause wurde Kaffee getrunken und dann ging es bergauf in den Wald. Franziska war sehr lustig, Johanna fast noch ernster als gewöhnlich. Der Doctor aber war in einer seltsamen Stimmung. Bald toll, ausgelassen, wie in seiner wildesten Studentenzeit, und dann wieder einsilbig verdrießlich, gereizt. Franziska neckte ihn deßhalb bisweilen. Johanna schien nichts von alldem zu bemerken. Es war eine eigenthümliche Landpartie und die grüne Dämmerung des Waldes entfaltete für die drei vergeblich ihren lieblichen Zauber.

Abends, als man schon auf dem Heimwege war, wurde noch in einem Kaffeegarten in der Nähe der Stadt kurze Rast gehalten. Es war eine sommerliche Restauration — ein Brettenhaus inmitten eines großen Parks — die an den Concerttagen sehr besucht war. Heute lag der große Garten still und einsam, und als die drei Gäste kamen, mußte sich der Kellner erst den Schlaf aus den Augen reiben.

Der Doctor bestellte eine Flasche Rheinwein und die Unterhaltung floß eine Weile harmlos gemüthlich dahin. Franziska gab allerlei Bühnenkomik zum Besten, der Doctor erzählte Studentenstreiche, Johanna hörte zu. Plötzlich stieg es wie Feuerschein hinter dem grünen Laub empor — es war der Mond. „Bravo, Maschinenmeister!" rief Franziska und klatschte in die Hände. „Aber das ist eigentlich der Mühe werth, daß man sich's vom Aussichtsthurme ansieht. Gehst Du mit, Johanna?"

Sie sprang auf und einen Augenblick später war sie in dem Thürmchen verschwunden.

„Gehen Sie nicht, Johanna?" fragte der Doctor.

„Nein. Wenn man alt wird, scheut man die Treppen. Aber Sie — lassen Sie sich nicht abhalten ...."

Der Doctor schwieg und starrte hinauf auf den Thurm.

Dann wandte er sich plötzlich wieder zu Johanna und sah sie forschend an.

Sie schien es nicht zu bemerken, ihre Augen waren auf den Mond gerichtet, der nun schon wie eine rothe Scheibe über den Zweigen hing.

„Johanna," sagte er nach einer Weile, „ein ernstes Wort."

„Ein ernstes Wort — was meinen Sie damit?"

„Ich habe Sie einmal gebeten, mein Weib zu werden. Sie wiesen mich ab — Ihre Antwort war „Nein" und immer wieder „Nein". Die Gründe für dieses „Nein" — sie bestehen heute nicht mehr. Wenn ich wieder käme und fragte wieder: „Johanna — wollen Sie mein sein? Ich bin da, Johanna, und löse mein altes Wort ein. Wollen Sie mein Weib werden?"

Sie wandte ihr Gesicht nicht von dem Monde und kalt, fast schroff klang es zurück:

„Nein."

„Dann hatte ich damals doch Recht," brauste er auf, „Sie haben mich nicht geliebt. Die Liebe kann nicht so hart sein, wie Sie es waren. Nein — verzeihen Sie mir — ich will Ihnen nicht wehe thun. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen — sagen Sie mir nur, ob dieses „Nein" Ihr letztes Wort ist —"

„Es ist mein letztes Wort. Aber hören Sie — Franziska ruft Sie. Gehen Sie doch!"

Und nun stand er auf und ging nach dem Thurme .....

* * *

Zwei Jahre sind vergangen. Franziska, die jetzt Frau Doctor Wagner heißt, ist bereits der Stern eines Hoftheaters geworden. Johanna lebt noch immer in ihrer Heimathstadt und gibt Unterricht wie sonst. Sie macht auch noch wie sonst täglich zur gewohnten Stunde ihren Spaziergang, aber Niemand sieht sich nach ihr um ....

Von Franziska hört sie nur durch die Zeitungen. Lob, nichts als Lob. Bisweilen findet man das Spiel etwas kalt, aber welche Stimme, welche Erscheinung, welche kecke Sicherheit und Gewandtheit bei so viel jugendlichem Reiz! Sie hat jetzt ein Gehalt von 15,000 Mark und bereits Anträge auf das Doppelte. Was für eine Zukunft! Wie gut war es, daß Johanna damals „Nein" gesagt, als der arme Student sie heirathen wollte ....

Einmal sind sich die beiden Schwestern seit der Hochzeit auch begegnet. Franziska sang zum Besten des Pensionsfonds in ihrer Heimathstadt die Margarethe. Der Doktor war in ihrer Begleitung, aber er sah gar nicht mehr so lustig aus, als sonst. Beim Abschied hielt er Johanna's Hand Minuten lang in der seinen und dabei stiegen ihm die Thränen in die Augen. „Arbeiten Sie!" flüsterte sie ihm zu, „die Arbeit ist nicht öde, sie ist ein Segen."

Dann verging der Sommer und die Hälfte des Winters, ohne daß sie von den Beiden etwas hörte. Manchmal, wenn sie in der langen Winterdämmerung am Fenster ihres Stübchen saß, schweiften ihre Gedanken fort aus ihrer Einsamkeit zu den zwei Menschen, die sie liebte .... ja, die sie liebte, mit all der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die unter dieser starren Rinde glühte .... Wie können sie leben? fragte sie sich — wie können sie leben? Sie hart und kalt und er weich und warm und schwach. Hätte sie damals, das zweite Mal, doch „ja" sagen sollen? Aber wozu hätte es geführt? Das Leben ist nicht blos ernst, es ist furchtbar für Den, der es nicht zu bezwingen vermag ....

Es war an einem Abend im Januar, als sie wieder so in ihrem Stübchen saß. Es war bereits Nacht, aber sie hatte ein Licht angezündet. Plötzlich klopfte es an der Thüre und dann trat die alte Frau ein, mit der Johanna die Wohnung theilte.

„Ein Brief, Fräulein," sagte sie. „Aber Sie haben ja doch gar kein Licht. Soll ich Ihnen —"

„Danke, Frau Roll, danke. Da haben wir schon Licht."

Sie nahm den Brief und erblaßte. Er kam aus der Stadt, in der Franziska lebte, und die Handschrift konnte nur die des Doctors sein.

Die Frau entfernte sich und nun öffnete sie das Blatt.

„Das Leben ist nicht blos ernst, Johanna," schrieb der Doctor, „es ist furchtbar. Furchtbar für Diejenigen, die erst sehen lernen, wenn es zu spät ist. An Ihrer Seite, Johanna, wäre ich ein glücklicher und ein nützlicher Mensch geworden. An der Seite Franziskas wurde ich ein arbeitsscheuer Tagedieb, der Sklave der niedrigsten Leidenschaft. Ich hasse dieses alte, thörichte Weib und muß es doch lieben — mein Leben ist nichts als Eifersucht, Sklavendienst, Rausch, Qual und Schmach. Ich mache diesem Leben ein Ende — behüt' Sie Gott, Johanna, und denken Sie nur mitleidig an den armen Narren, an dem das Glück so trügerisch vorübergegangen ist."

Als sie den Brief zu Ende gelesen, sank ihr der Kopf auf die Brust herab, und so saß sie mit gefalteten Händen bis tief in die Nacht hinein. Die alte Frau kam einmal, um nach ihr zu sehen, als sie aber ihr halblautes, schmerzliches Sprechen hörte, zog sie sich wieder zurück. Die Aermste! Aber ob es dann besser gekommen wäre, wenn sie damals „ja" gesagt hätte? Die alte Frau schüttelte den Kopf und winkte leise mit der Hand, als meinte sie, es wäre eine recht überflüssige Sache, sich mit der Vergangenheit zu quälen.

* * *

Seitdem sind wieder fünf Jahre dahingegangen — die beiden Schwestern haben sich nicht mehr gesehen. Franziska ist Kammersängerin geworden und hat einen Grafen geheirathet. Johanna lebt ihr altes Leben in der Heimathstadt weiter. Im letzten Winter hat Franziska wieder zu einem wohlthätigen Zwecke an der Stätte ihrer ersten Triumphe gesungen, aber an demselben Tage, der sie der Heimath zuführte, reiste Johanna ab. Sie liebt jetzt nur mehr einen Menschen — und der ist todt ....

Das leere Herz.

Das Wählen, Freund, ward Dir so schwer?
Du zählst Dich gar schon zu den Alten?
Und gerade, wenn das Herz recht leer,
Dann kann die Liebe Einzug halten.

Hugo Böttger.

Hygienische Unterhaltungen.

Eine vernunftgemäß eingerichtete Gesundheitspflege muß der Mensch stets im Verhältniß zu der ihn umgebenden Natur ins Auge fassen. Je nach den wechselnden allgemeinen Voraussetzungen verändern sich auch die besonderen hygienischen Maßnahmen und Gebote. Eines schickt sich eben auch hier nicht für Alle und nicht für Alles. Die einzelnen Erdzonen verlangen ihre eigenthümlichen gesundheitspflegerischen Berücksichtigungen, ebenso gut bedürfen die einzelnen Jahreszeiten einer ganz besonderen hygienischen Würdigung. Gegenwärtig befinden wir uns in den Tagen der Erfüllung. Was die Frühlingsblüthen verheißen haben, was die glühende Sonne zur Reife gebracht — das Alles liegt jetzt vor uns zum Genusse bereit. Der Tisch, den die Natur uns angerichtet, ist nicht nur reich mit Alledem ausgestattet, dessen wir zum Leben bedürfen, sondern auch mit Allem, was unsere Behaglichkeit und unsere Freude am Leben zu erhöhen vermag. Die Flur, der Garten, sie haben alle ihre Schätze hergegeben, und auch der Wald ist mit den mancherlei guten Dingen nicht ausgeblieben, die der Mensch, der „Alles-Verschlinger", nun einmal nicht entbehren will. Ein Gang durch eine der Markthallen — oder einen der offenen Märkte — belehrt uns über den fast unerschöpflichen Reichthum an Naturerzeugnissen aller Art, an denen wir uns gütlich thun können. Allein jede üppig besetzte Tafel birgt die Gefahr in sich, daß sich der Mensch ein wenig übernimmt. Den Wirth, der so reichlich für alle Anforderungen gesorgt, daß selbst die Verwöhntesten unter seinen Gästen nicht klagen dürfen, trifft keinerlei Vorwurf, wenn diese sich ihre Magen überladen. Er bietet vielmehr in freundlicher, gastfreier Gesinnung das Beste dar; wird's durch verkehrten Gebrauch in sein Gegentheil verwandelt, so daß es Schaden anstiftet, dann trifft den gütigen Spender aller der guten Gaben keinerlei Schuld. Genau so ist's auch mit der Natur und ihren Gaben der Fall. Der Mensch soll sich derselben mit Maß und mit Vorsicht bedienen, denn nur dann wird er sich ihrer wirklich erfreuen. Das ist eine uralte Weisheit, und dennoch ist es nothwendig, dieselbe immer wieder auszusprechen, sobald Zeit und Gelegenheit es schicklich erscheinen läßt. Man braucht darum noch lange kein griesgrämiger Patron zu sein, wenn man ab und zu eine warnende Stimme erhebt und mitten im Genusse einzuhalten räth.

Wir leben jetzt so recht mitten in den Obstfreuden. Die farbenprächtigen, schöngeformten, saftig und süß schmeckenden Früchte locken uns mit verführerischer Gewalt zum Genusse. Sie sind eben, wie es schon in der Sprache heißt, „zum Anbeißen" schön. Aber da gilt es gerade, nicht gar zu willig sich diesen verlockenden Gewalten hinzugeben. Die Obstarten sind Genußmittel in erster Linie; das ergiebt sich schon aus der Art und Weise ihrer Zusammensetzung, und weil sie das sind, deshalb ist ihnen gegenüber eine gewisse vorsichtige Beschränkung in dem Gebrauche nur um so mehr geboten. Der Nährwerth des Obstes ist hingegen ein sehr geringer, denn sein Gehalt an eiweißartigen Stoffen — also diejenigen, welche bei der Beurtheilung des Nährwerthes eines Naturerzeugnisses zumeist den Ausschlag geben — ist ein außerordentlich unerheblicher. Etwa ein halb Procent ist von ihnen in den mannigfachsten Obstarten nachgewiesen. Dagegen bergen die Millionen und Millionen von Zellen, aus denen sich eine Frucht aufbaut, eine recht anständige Menge Zucker, der in dem Wasser derselben gar schön aufgelöst und mit noch manchen anderen Stoffen vermischt sich vorfindet. Während aber der Gehalt des Obstes an eiweißartigen Stoffen und auch wohl an Wasser ein unter allen Verhältnissen sich ziemlich gleichbleibender ist — Eiweiß, wie schon angegeben etwa ½ pCt., Wasser ungefähr 82—84 pCt. — so ist der Zuckergehalt ein sehr schwankender. Die einzelnen Obstarten unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr beträchtlich von einander; so enthalten die Weinbeeren bis zu 25 pCt. und mehr Zucker, während in der Preiselbeere nur etwas mehr als 1½ pCt. vorkommt, und die Aepfel und Birnen 7 pCt. bezw. 8 pCt. aufweisen.

Aber auch innerhalb der nämlichen Obstsorten machen sich hinsichtlich des Zuckergehaltes recht ansehnliche Schwankungen geltend. Je nachdem nämlich die allgemeinen Boden- und Temperaturverhältnisse sich ändern, je nachdem wechselt der Zuckergehalt der Früchte. Namentlich ist die Sonne hierbei von entscheidender Wirkung. Der Zucker im Obst ist so recht eigentlich ihrem Einflusse zu verdanken. Je weiter südwärts, um so süßer die Früchte. An einer Zuckerart läßt sich indessen die schaffende Natur nicht genügen. Sie mischt deren gleich ein Vierteldutzend unter- und in einander; da ist Traubenzucker, Fruchtzucker und Rohrzucker. Letzterer findet sich namentlich in verhältnißmäßig großen Mengen in den Aepfeln, Birnen und in der unvergleichlich wohlschmeckenden und duftenden Ananas. Dieser Rohrzucker scheint überhaupt eine sehr innige Beziehung zu den Duftstoffen des Obstes zu haben; wenigstens kann man es als eine allgemein feststehende Thatsache aussprechen, daß der Rohrzuckermenge entsprechend der Säuregehalt der Früchte zunimmt; diese Duftstoffe sind aber ihrerseits wieder an das Vorhandensein gewisser Säuren gebunden. Außer den genannten Bestandtheilen, also dem Wasser, dem Eiweiß, dem süß schmeckenden Kohlenhydrat Zucker, finden sich im Obst noch andere Kohlenhydrate in wechselnden Mengen von 2 Proz. in den Weinbeeren bis 6 Proz. in den Aepfeln vor. (Ganz flüchtig sei hier die Bemerkung eingeschaltet, daß man unter „Kohlenhydrat" den Hauptbestandtheil aller pflanzlichen Nahrungsmittel versteht; diese Kohlenhydrate sind organische Substanzen, welche aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sind, und zwar die letzten beiden in dem Mischungsverhältniß, wie es im Wasser besteht.)

Der den verschiedenen Obstarten eigenthümliche Wohlgeschmack und der Duft derselben hängt indessen nicht von den bereits genannten Bestandtheilen derselben ab — denn Wasser, Traubenzucker, Fruchtzucker, Rohrzucker, Eiweiß haben jedes für sich den nämlichen Geschmack — vielmehr wird derselbe durch die verschiedenartigen Säuren und wohlriechenden Stoffe hervorgerufen. So enthalten Aepfel, Aprikosen, Birnen, Kirschen, Pflaumen Aepfelsäure, Weintrauben außerdem noch die ihnen eigenthümliche Weinsteinsäure; und zwar ist dieselbe theils frei in der betreffenden Frucht vorhanden, theils an andere Stoffe, zumeist an Kali gebunden, in Form sogenannter saurer Salze. All' diese Stoffgemenge sind nun in den allen Organismen gemeinsamen Grundgebilden, den Zellen, eingeschlossen. Aus diesen Zellen mit ihren festen Umhüllungen setzt sich nun der organische Aufbau der Obstfrucht zusammen, allein gerade diese Zellhüllen, die sich ganz besonders dicht an der Außenseite der Frucht aneinanderlegen und zur pflanzenfaserreichen Schale werden, sind unverdaulich, ein wahrer Ballast für Magen und Darm, und der Volksinstinkt hat das Richtige getroffen, wenn er dieselben sofort als werthlos, ja als schädlich beseitigt. Es ist daher ein wirkliches hygienisches Gebot, nur geschältes Obst zu genießen, oder wo das Schälen unausführbar ist, wie bei den Beeren (oder den Kirschen), dieselben auszusaugen und die Haut nicht mit zu verschlucken.

Daß nur völlig ausgereiftes Obst genossen werden sollte, ist etwas so Selbstverständliches, daß es keines weiteren abmahnenden Wortes bedürfte; gleichwohl wird nach dieser Richtung hin sehr viel gesündigt. Die Folgen lassen dann auch wirklich nicht lange auf sich warten. Verdauungsbeschwerden aller Art stellen sich ein, die Magen- und Darmwandungen werden angegriffen, unter dem schädigenden Einflusse der in den unreifen Obststarten enthaltenen Säuremengen erleidet der Chemismus unseres Verdauungsprozesses die erheblichsten Veränderungen. Es sind indessen keineswegs blos die verstandesunreifen Kinder, deren Begehrlichkeit von den lockenden unreifen Früchten nicht Stand hält; auch mancher erwachsene Mensch nimmt es in dieser Beziehung nicht immer so genau wie man von seiner Einsicht erwarten sollte.

Allein auch der allzu reichliche Genuß von reifem, also an sich gesundem Obst rächt sich an den Menschen. Durch den im Uebermaß dem Magen zugeführten Zucker werden sehr starke Gährungsprozesse hervorgerufen, die stets ihre schädigenden Rückwirkungen auf die Verdauung äußern. Auch die mit dem Obste genossenen Säuren rufen alsdann recht empfindliche Störungen hervor, die sich sehr einfach durch ein gewisses Maßhalten im Genusse vermeiden lassen.

Im Allgemeinen geht ja solch ein Unbehagen, das durch allzu reichlich gegessenes Obst hervorgerufen wird, rasch vorüber; indessen die Häufung solcher an und für sich geringwerthigen Schädlichkeiten und der ihm folgenden Schädigungen unseres Organismus schwächen dessen Widerstandsfähigkeit im Allgemeinen, und daher kommt, es, daß derselbe alsdann, wenn erst einmal gewisse Erkrankungen sich häufiger zeigen, denselben nur zu bald unterworfen ist. Unter solchen Verhältnissen mag es zweckmäßiger sein, ganz bestimmte Obstsorten lieber gekocht und mit vorsichtiger Mäßigkeit zu genießen. Geschieht dies, dann wird man nicht vor etwaigen übeln Nachwirkungen geschützt sein, sondern man wird sogar den außerordentlich wichtigen, den Verdauungsproceß im Allgemeinen befördernden Einfluß des Obstes sehr bald an den eigenen Körper zu verspüren Veranlassung haben. Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, denn es würde zu weit führen, auf alle physiologischen Gründe hier näher einzugehen, weshalb der mäßige Obstgenuß einen so wohlthätigen Einfluß auf unsere Verdauungsorgane ausübt, und wie der Verdauungsproceß durch das Obst wirksam beeinflußt wird.

— Ein Künstlerstreich. Im neunten Bezirk von Wien existirt ein Künstler — sein Name thut nichts zur Sache —, der nicht nur ein trefflicher und vielgesuchter Bildhauer, sondern auch ein ebenso ausgezeichneter Lebenskünstler ist. Und so kommt es, daß, wenn der Meister auch jahraus jahrein mit Emsigkeit und Fleiß den Meißel schwingt, ihm zu Ende jeden Jahres als Facit seiner Thätigkeit doch nichts Anderes übrig bleibt, als das, was der Dichter als der Uebel größtes bezeichnet: die „Schuld". Bisher aber war es dem Meister, der als Gargon in einem recht niedlichen, selbstgeschaffenen Atelier haust, stets gelungen, die Ungeduld der Gläubiger einigermaßen zu bändigen —, blos Einer, der wollte in letzter Zeit den schönsten Worten, den verlockendsten Versprechungen nicht mehr Glauben schenken; er griff, wie das „Neue Wiener Tagblatt" berichtet, zu gestempelten Papieren und überreichte die Klage. Am Verhandlungstage erschien der Künstler nicht bei Gericht — was hätte er da auch machen sollen? Blos dem grimmen Manichäer sagen, daß er einstens zahlen werde? Das hätte der ja ohnehin nicht geglaubt. Kurze Zeit später erhielt der Künstler von befreundeter Seite einen Wink, daß der Gläubiger vom Wort zur That schreiten, daß er pfänden und — transferiren wolle. „Dieses Letztere werde ich selbst besorgen," rief der Rasauer Prariteles entschlossen aus, holte flugs einen Trödler herbei und verkaufte selbem all' seine fahrende Habe mit Ausnahme der unentbehrlichsten Utensilien. Dann aber kaufte er einige Töpfe geeigneter Farbe und malte mit kunstgeübter Hand an die leeren Wände seines Heims ein kompletes Mobiliar, so schön, wie er es ehedem gar nicht einmal besessen. Wenige Tage später erschien die Pfändungscommission. Transferirt hat sie nichts, aber dermaßen gelacht, daß beinahe die gemalten Möbel gewack